

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 13 (1961)
Heft: 11

Artikel: Gary Cooper über sich selbst
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-963797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FILM UND LEBEN

GARY COOPER UEBER SICH SELBST

ZS. Für ungezählte Millionen von Kinobesuchern ist der verstorbene Gary Cooper das Idealbild eines Mannes gewesen: gross, kräftig, geistesgegenwärtig, entschlossen, immer ritterlich, schweigsam, sich nicht durch Worte ausdrückend, sondern durch Taten. Er hat diesen Typus bis zur Vollkommenheit gesteigert, dem jede negative Eigenschaft fremd war; man kann ihn sich gar nicht als hinterhältig oder auch nur als berechnend vorstellen. Diese Aufrichtigkeit, die seinganzes Wesen erfüllte, hat ihm besonders auch eine grosse Anhängerschaft unter den Frauen verschafft.

Schon früher hat er sich einige Male über sein Verhältnis zum Film ausgesprochen, und kurz vor seinem Tode in einem langen Artikel eine Art Lebensbilanz gezogen, gelassen im Angesicht des Unvermeidlichen, ziemlich selbstkritisch und nicht sehr optimistisch, jedoch überaus sachlich, wie er es eben gesehen hat.

Das Resultat der Prüfung erfülle ihn nicht mit Freude, so beginnt er. Gary Cooper, so definiert er sich selber, sei irgendein Kerl, der mit Bedenken Schauspieler wurde und selbst davon am meisten überrascht war. Er habe gegen 100 Filme gedreht (es waren genau 96), doch seit acht Jahren nichts mehr, was zähle, nur Kleinware. Ueber einige von diesen schäme er sich, denn entweder sei seine Darstellung fade oder die Handlung war falsch. Er habe sich dafür nicht begeistern können, und wie könnte das dann das Publikum tun? Er sei eben nur durch Zufall Schauspieler geworden, fast widerwillig. Niemals habe er als Kind das mindeste Interesse für die Darstellung von Menschen gezeigt. Er wollte Maler werden, besass jedoch nicht die Mittel für das Studium. So versuchte er in Hollywood, das damals in Hochblüte stand, als Grafiker Geld zu verdienen. Dort traf er Kameraden aus dem heimatischen Montana, die als Cow-Boys in Wild-Westfilmen tolle Reiterkunststücke vollbrachten, und Gary meldete sich ebenfalls als Statist für diesen Zweck. Sein Vater, der Anwalt und Richter gewesen war, hatte einen grossen Ranch besessen, und Gary war nicht nur mit der Cow-Boy-Technik, sondern auch mit dem Geist und der Atmosphäre dieses Lebens von Grund auf vertraut. So spielte er einige Zeit im Hintergrund von Wild-Westfilmen als "Harter" unter manchen andern, als einer aus der Menge, immer in der Absicht, Geld für seine Ausbildung zum Maler auf die Seite zu legen.

Doch die Geschichte wollte es anders. Ein Regisseur fand Gefallen an ihm und gab ihm eine kleine Nebenrolle. Gary fühlte sich von der neuen, ihm völlig fremden Aufgabe terrorisiert. Hatte er doch nie die geringste Schulung oder Erfahrung auf diesem Gebiet. Es muss jedoch gut gegangen sein, denn bald bekam er von Goldwyn seinen ersten Vertrag (1926). Die Filme, in denen er zu spielen hatte, folgten sich rasch, meistens Wild-West. Doch er hielt sich keineswegs für einen richtigen Schauspieler. Bei der ersten Gelegenheit wollte er mit dem ersparten Geld an die Kunstakademie gehen.

Die Zweifel blieben ihm. Sogar nach 36 Jahren Hollywood war er von seinen künstlerischen Fähigkeiten nicht überzeugt und ist mit Zweifeln daran gestorben. Wenn er spielte, fühlte er sich stets so unbehaglich, dass er sich nur schwer konzentrieren konnte. Von einem echten Schauspieler verlangt er, dass ein solcher viel extravertierter, viel ausgreifender, viel unmittelbarer und direkter handeln müsse, als ihm dies gegeben sei. Sehr oft wusste er nicht, wie er sich in einer Szene überhaupt benehmen sollte und war ganz, Schritt für Schritt, auf geduldige Regisseure angewiesen. Er entwickelte einen eigenen, zurückhaltenden Stil, für den er bekannt wurde, vor allem darum, weil das Spielen ihn in Verwirrung brachte. Es war für ihn eine Qual, eine grössere Geste zu machen als absolut nötig war. Und doch, sagte er sich, sollte ein Schauspieler seine Bewegungen betonen, damit sie ins Publikum ausstrahlen. Er war so scheu, dass er kaum den Arm zu heben wagte, um jemandem eine Strasse zu zeigen. Ganz unmöglich war es für ihn, einen Satz herauszuschreien. Er war nie ins Theater gegangen, wusste nicht, dass es da nötig war, auch in den hintersten Reihen verstanden zu werden. Das hatte jedoch den Vorteil, dass seine Stimme noch natürlich und rein klang, als der Tonfilm kam. Während eine ganze Reihe von guten Schauspielern durch die Neuerung erledigt wurden, weil ihre Stimme nicht mehr zu ihrer Art passte, überwand er das Hindernis spielend, da seine Stimme seinem Wesen völlig entsprach. Sie war ebenso unbentont, knapp, sachlich wie sein ganzes Gebahren.

Diese bescheidene, zurückhaltende Art dürfte wohl nicht nur eine Folge seiner Unsicherheit gewesen sein, sondern auch seiner Abstammung und Erziehung. Sein Vater war aus England eingewandert, und auch seine Mutter war Engländerin. Im Hause herrschte deshalb die bekannte, gedämpfte, englische, unauffällige Lebensweise, so ganz im Gegensatz zur lauten, amerikanischen. Dazu war er als Knabe noch für drei Jahre nach England in eine Privatschule gesandt worden, was sicher auch auf seine Formung einen grossen Einfluss ausübte.

In Amerika wurde das von Fachleuten lange nicht begriffen. Regisseure, die von seinen Erfolgen gehört hatten, und ihm bei der Arbeit zusahen, waren tief enttäuscht über ihn: Keine grosse Geste, kein "Theater", selbst an Höhepunkten nur das absolut Notwendige, manchmal nur ein Blick. Sie fragten sich, was so einer eigentlich beim Film wolle. (Und das, so fügte Gary bei, fragte er sich oft auch). Doch der Zustrom zu den Premieren war immer und überall gross, sodass Gary nicht nur

seine Stellung behalten, sondern beträchtlich erweitern konnte. Ein immer grösseres Publikum fand Gefallen an dieser neuartigen Technik des Unterspielens, und die Sachverständigen mussten sich schliesslich geschlagen geben.

Selbst als Gary unerlaubt Ferien machte und monatelang in Afrika blieb, schadete ihm das nicht weiter. Er war so erschöpft, fühlte sich an einer so harten Kette, dass er es in Amerika nicht mehr aushielt und ausriss. Bei der Rückkehr stellte er Bedingungen hinsichtlich der Art und der Anzahl der von ihm jährlich zu spielenden Filme. Er wollte nicht mehr gewöhnliche Wildwestfilme am laufenden Band spielen, mit unwahrscheinlichen Geschichten. Er verlangte glaubhafte Erzählungen, die seiner persönlichen Eigenart angepasst war. Alles wurde ihm zugestanden, und von da an lief alles wie am Schnürchen. Erst jetzt gab er den Gedanken endgültig auf, an die Kunstakademie zu gehen. Vielleicht war er doch ein Schauspieler?

Bei zwei Gelegenheiten hat er jedoch stillschweigend zugegeben, keiner, oder jedenfalls kein voller zu sein. Nie wirkte er bei klassischen Stoffen mit; er erklärte sich als unfähig, irgend eine Rolle in Shakespeares Dramen zu übernehmen. Und ein andermal verzichtete er auf die ihm angetragene Hauptrolle in "Vom Winde verweht" zu Gunsten von Clark Gable, wohl wissend, dass diesem infolgedessen die "Krone Hollywoods" zufallen würde.

Er war sich auch bewusst, dass er so etwas wie eine nationale Institution geworden war, jedenfalls der Prototyp des westlichen Pioniers oder Cowboys. Als solcher fühlte er sich am wohlsten, im Fedesattel und den Revolver zur Verteidigung des Rechts immer griffbereit. Noch in den letzten Wochen seines Lebens hat er sich wegen des durchschnittlichen Gehalts der im amerikanischen Fernsehen gezeigten Wild-Westfilme empört und gegen ihre oberflächliche Aufmachung protestiert.

Unter seinen Filmen schätzt er besonders jene, die auf Romanen von Hemmingway beruhen "Wem die Stunde schlägt" und "Lebt wohl, ihr Waffen!" Für bedeutend hält er mit Recht auch "Mister Deeds geht in die Stadt", ferner "Sergeant York", der ihm den ersten Oscar eintrug, die Biographie des Baseballspielers Lou Gehrig "Stolz der Yankees" und "Saratoga", zusammen mit Ingrid Bergmann, "High Noon", der ihm ebenfalls einen Oscar eintrug und der allgemein als besonders bedeutsame Leistung gilt, betrachtete er dagegen mit kritischen Augen. Der Film sei weder neu noch besonders echt. Wichtige Szenen daraus hätten sich schon in seinem ersten Tonfilm "Der Virginier" von 1928 befunden. Ausserdem sei es unwahrscheinlich, dass jemals ein Mann im Westen so total allein Verbrechern gegenüber gestanden habe, wie das beim Sheriff im Film der Fall ist. Es habe kaum je eine Stadt im Westen gegeben, die so viele Feiglinge zählte, wie jene im Film.

Spielen sei für ihn jedesmal eine Schlacht gewesen, erzählte er weiter. Sein Wunsch, immer mehr als Sieger daraus hervorzugehen, immer besser zu spielen, ist nicht mehr in Erfüllung gegangen. Er hatte die letzte Schlacht gegen ein unheilbares Leiden zu schlagen. Im Angesicht des Todes hat er dann jene Schlusssätze wiederholt, die er in der Rolle Lou Gehrigs sprach, der ebenfalls an einer unheilbaren Krankheit starb: "Die Leute werden sagen, dass ich schlimm dran war, doch ich betrachte mich heute als den glücklichsten Mann auf der Welt".

Aus aller Welt

Schweiz

- In Zürich ist ein "Schweizerisches Komitee für Filmbegutachtung" geschaffen worden. Initiant war die liberale Studentenschaft der Universität Zürich. Angesichts der steigenden Bedeutung des Films will es in Zukunft die Öffentlichkeit über den politisch-ideologischen Hintergrund der Filme orientieren, besonders über solche aus totalitären Staaten, andererseits aber freiheitlich-demokratisch ausgerichtete Filme fördern. Die Zielsetzung ist also die Ausübung einer politisch orientierten Filmkritik.

- Nach einer Feststellung des Lichtspieltheaterverbandes spüren auch die Kinos nun die Fernsehkonkurrenz. 10 Kinos habe ihren Betrieb eingestellt, während 11 neue in der deutschen und italienischen Schweiz dazukamen.

In den Verbänden beklagt man sich nachdrücklich über die ungleiche Ausgangslage in der grossen Auseinandersetzung Kino und Fernsehen. Während das Fernsehen nirgends Gebühren bezahlen muss, ist dies bei den Kinos in einem Ausmass der Fall, dass von Sonderbesteuerung gesprochen werden muss. So werden z.B. im Kt. Zürich "Patentgebühren" vom Umsatz verlangt, also ohne Rücksicht darauf, ob das Geld aus minderwertigen oder wertvollen Filmen stammt. Hier liegt für die kulturellen Organisationen ein Stück Arbeit bereit.

- Der Kt. Zug hat den Filmunterricht eingeführt. Vorläufig ist er noch fakultativ, wird aber für die Lehrkräfte nach einer Uebergangszeit obligatorisch erklärt.

- Der Bundesrat hat beschlossen, dem Parlament zu beantragen, der Filmwochenschau auch für das Jahr 1962 einen Beitrag von Fr. 300'000. - zu bewilligen. Von da an werden dann die Bestimmungen des neuen Filmgesetzes in Kraft treten.